

Besprechungen

Philosophie und Grenzgebiete

Die Wahrheit im Wandel der Weltanschauung. Eine kritische Geschichte der metaphysischen Philosophie. Von Siegfried Behn. 8° (332 S.) Berlin und Bonn 1924. Ferd. Dümmler.

Gern wünscht man diesem glänzend geschriebenen Buch den raschen Zugang zu allen Freunden der Philosophie, jungen und alten; aber den Untertitel möchte man geändert sehen. Denn weder seine Namengebung noch seine Ausführung befriedigen vollkommen.

Die Erfüllung dessen, was im Vorwort über diese Geschichte der Philosophie als Geschichte der Wahrheit gesagt wird, erscheint oft verheißungsvoll im Gesichtskreis, ringt sich aber nicht aus den verhüllenden Schleiern zum Lichte durch. Nicht als ob man in diesem Werk klare philosophische Urteile vermisste; nicht als ob dem scharfsichtigen Autor richtige Maßstäbe fehlten zur Erkundung der Wahrheit. Aber das Ziel selbst ist unerreichbar, heute wenigstens, auf diesem engen Raume immer.

Wenn ich so vom ursprünglichen Vorwurf zum tatsächlich Erreichten blicke, finde ich wohl Ansätze und Verbindungslinien, aber kein geschlossenes System der Wahrheit, das aus dieser Philosophiegeschichte siegreich und überzeugend erklünde.

Und dennoch ist das im Buch tatsächlich Erreichte schön und fruchtbar. Es ist ein Versuch, den ewigen Wahrheitsgehalt der Philosophie aus den Zusammenhängen der Denkarbeit aller Zeiten herauszuholen. Da nun freilich diese Zusammenhänge selbst vielfach hypothetisch oder kunstvoll erschlossen sind und sein müssen, wird auch die durchschimmernde gemeinsame Wahrheit das Gepräge des Unbedingten und Unumstößlichen nicht aufweisen können. Mit andern Worten: Die Methode reicht nicht aus, den Zweck zu verwirklichen.

Aber es ist sehr viel Wissen und Weisheit über dieses Buch ausgestreut, es leuchten in ihm Seite um Seite überraschend glückliche Gedanken- und Wortfassungen, es eröffnen sich weite Ausblicke und neue Zusammenhänge; und so unterdrückt man leicht und gern vor der Fülle des Schönen das Hie und da aufsteigende Unbehagen ob einiger zu leicht geschürzter Gedankenreihen und etwas gekünstelt anmutender philosophischer Gruppenbildungen.

Fechner und Loge. Von Max Wentscher (= Geschichte der Philosophie in Einzeldarstellungen [Ed. G. Kaffka] VIII · II · 36). 8° (207 S.) München 1925, E. Reinhardt. M 4.—

Die Darstellung ist wohlthuend sachlich, verständlich und überzeugend. Wentschers einleitende Bemerkungen über eine gewisse Zusammengehörigkeit beider Philosophen befriedigen vollkommen. Die Lebensschicksale Fechners beleuchten ungemein wirksam das Phantastische seiner Gedankengänge, die zum Glück von der Liebe zur exakten Forschung und von dialektischer Zucht verwarnt werden, freilich nicht immer mit Erfolg. Manches von seinem Lebenswerk verdient eine Fortführung; die Psychologie seiner Entwicklung wird immer wieder interessieren.

Als Biograph Loges war Wentscher wie kein zweiter berufen, einen Lebens- und Lehrabrisß zu schreiben. Auch bei Loge ist das Ringen um seine philosophische Vollendung einzig lehrreich, und der warme Zusammenhang zwischen Leben und Lehre hilft das System als Ganzes zu deuten und selbst zu ergänzen. Wentscher versteht es, auf kleinem Raum alles Wesentliche zu sagen, den ganzen Gedankenbau aus den Lebensquellen des Mannes herauszuholen und in seiner einheitlichen Struktur ohne jede Vergewaltigung aufzudecken.

Plotin. Von Georg Mehlis (= Frommanns Klassiker der Philosophie XXI). 8° (VII u. 148 S.) Stuttgart 1924, Frommann (H. Kurz). M 3.—; geb. 4.—

In einfachen, geradezu klassischen Linien wird hier Plotins Bild gezeichnet. Die gekünstelt erklügelten Zusammenhänge mit vergangenen Meistern und dem folgenden Denkergeschlecht sind vermieden. Plotins Originalleistung wird anerkannt, aber nicht überschätzt; auch nicht vermengt mit Spinozistischer und Hegelscher Spekulation. Nicht als ob uns ein Plotin auf einsamer Höhe vorgeführt würde. Er hebt sich trefflich ab von einem ausgezeichnet geschilderten Hintergrund der Alexandrinischen Welt. Man bekommt auch eine Ahnung von Plotins Nachleben in der Philosophie. Aber auf diesem Feld wünscht man mehr zu sehen. Wir haben ja Hasses Werk „Von Plotin zu Goethe“ (1912), aber für Richtigstellungen und Nachprüfung dieser Darstellung wäre man Mehlis dankbar gewesen.

Jedenfalls hätte der unmittelbare Einfluß Plotins auf die Araber und auf die mittelalterliche Scholastik durch die sogenannte „Aristotelische Theologie“ und sein mittelbarer durch das Buch *De Causis* in den Rahmen des Werkes gepaßt. Auch die große, ausschlaggebende Bedeutung Plotins auf Leone Ebreos' Liebesdialoge und damit auf Spinoza. Viel Licht hätte aus der außerdeutschen Literatur auf das Buch überströmen können. Ich erinnere nur an J. de Boer, Plotinus (Baarn 1910) und den Artikel Cochez' in der *Revue Neo-schol.* (XVIII 328 ff.): Plotin et les mystères d'Isis; auch Whitby, *The wisdom of Plotinus* (London 1909). Zum wertvollen Kapitel Mehlis' über Plotins Erkenntnislehre wäre auch Travaglio *Ces. zu vergleichen*: *La vera conoscenza secondo Plotino* (Memor. della R. Accad. delle Scienze 1911).

Wesen und Hauptgruppen der Plotinischen Philosophie sind von Mehlis ebenso klar wie schön ausgearbeitet. Man bedauert nur, daß kein Zitat aus den Werken die Nachprüfung erleichtert.

Wilhelm Wundt und seine Zeit. Von Peter Petersen. (Frommanns Klassiker der Philosophie.) 8° (XII u. 306 S.) Stuttgart 1924, Frommann (H. Kurg). M 6.—; geb. 7.—

Das Lebenswerk Wundts ist so gewaltig, daß man es nur schwer übersehen kann, seine Einzelforschungen sind so weitschichtig und überragend, daß man leicht den systematischen Philosophen darüber vergißt. Petersen läßt vor uns Wundts wissenschaftliche Leistung sichtbar erstehen in ihren Ursprüngen, ihrem Wachsen, ihrer Vollendung. Der Systematiker und Philosoph Wundt wird gleichsam neu entdeckt und lebendig vorgeführt. So ist denn dieser Teil des Buches (S. 97—258) der wertvollste. Alle wesentlichen Teile und Zusammenhänge des Lehrganzen zeigen sich in musterhafter Klarheit und leiden nicht, da Petersen Wundts Werk wie kaum ein anderer beherrscht, an der üblichen Vereinfachung der Probleme. Die ungebrochene Einheit des Systems wird wohl zum ersten Mal so überzeugend dargelegt. Und wenn man einerseits viele Theorien Wundts anders wertet als der Verfasser und manchmal zu bemerken glaubt, daß Liebe und Bewunderung offenbare Schwächen übersehen, so wird man andererseits an zahlreichen Stellen, dank der sachlich-genauen Schilderung, auf gegenständliche Übereinstimmung metaphysischer Grundanschauungen Wundts mit denen der tiefsten Denker aller Zeiten, auch mit der mittelalterlichen Speku-

lation, aufmerksam; Gleichstimmungen und Deckungen mit der Hochscholastik, die weder Wundt noch Petersen erschauten, weil das alte, gebrochene einseitige Bild jener Denkperiode auch in wissenschaftlichen Kreisen noch immer nicht überwunden ist.

Auf solche geschichtliche, nicht bloß auf logische Mißverständnisse sind denn auch, zum Teil wenigstens, gewisse, schwach begründete, bereits absterbende Theorien Wundts zurückzuführen, so die Aktualitätshypothese, die allerdings hier zu entschieden im Lichte wissenschaftlicher Gewißheit steht.

Glänzend ist der Versuch durchgeführt, Wundt in die Zeitrichtungen und Zeitneigungen einzugliedern und seine Stellung zu Kant als Überwinder und Vollerender zu zeichnen. Um so weniger befriedigt der Abschnitt über „Die geschichtliche Stellung Wilhelm Wundts“, ein Bild, das nach meinem Gefühl manchmal das Gepräge der Überschätzung annimmt und aus der Bahn der Wirklichkeit so erstaunlich herausgleitet, daß selbst der Übergang von historischer Tatsächlichkeit zu konfessioneller Sagenbildung möglich wird im Satz: „Unleugbar ist es richtig: die gesamte europäische Philosophie der neueren Zeit, auch die der katholischen Völker, ist seit Bacon und Descartes tatsächlich eine protestantische Wissenschaft“ (S. 294 im Anschluß an Völkerpsych. X 365 f.).

Auch ist das Programm „des doppelten Gewissens“ (S. 293), ehemals von Philosophen zweiter und dritter Rangstufe mit spielerischen Gründen verteidigt, in der wissenschaftlichen Begründung des katholischen Lehrgehalts längst überwunden.

Aber solche Schönheitsfehler werden dem kritischen, scharf zusehenden und zu unbeeinflusstem Urteil befähigten Leser die Freude an diesem wertvollen, trefflich gelungenen Gelehrten- und Denkerbild nicht nehmen.

Die Kategorienlehre Eduard v. Hartmanns und ihre Bedeutung für die Philosophie der Gegenwart. Von Johannes Hessen (= Wissen und Forschen XVII). Kl. 8° (140 S.) Leipzig 1924, Felix Meiner. Geheftet M 3.—; geb. 5.—

Diese Schrift, von der Kant-Gesellschaft preisgekrönt, zeichnet sich durch Gründlichkeit und Klarheit aus. In ihr spiegelt sich auch Hartmanns sachliche und durchsichtige Schreibart wider. Man wird sich der systematischen, aufbauenden Kraft des Philosophen des Unbewußten und seiner Überlegenheit in der Kritik bewußt, aber auch seiner Schwäche in der positiven Begründung seiner Anschauungen.

Von besonderem Wert sind Hessens Ausführungen über die Gegenwartsbedeutung mancher Teile der Hartmannschen Spekulation und ihr Einfluß auf die Entwicklung nach ihm. Als Einführungsschrift ist das Büchlein trefflich geeignet. Nur werden, wie es uns scheinen möchte, die Probleme, wie sie Hartmann geschaut hat, manchmal etwas vereinfacht und vom Ganzen der Philosophie des Unbewußten zu stark losgelöst.

Das Denken. Versuch einer gemeinverständlichen Gesamtdarstellung. Von Prof. Dr. Martin Honecker. Kl. 8° (149 S.). Berlin und Bonn 1925, Ferd. Dümmler.

Die Gesamtdarstellung aller Gebiete des Denkens, also nicht bloß seine Beschaffenheit und seine Gegenstände, seine Entwicklung und sein Sinn, sondern auch die Bedeutung des Denkens im Kulturganzen und die erzieherischen Wege, die zum richtigen und fruchtbaren Denken führen — das ist das Neue an dem Büchlein.

Überall wird an die alten und die heutigen Fragestellungen angeknüpft; die gegebenen Lösungen werden aber nicht einfach geschichtlich aneinander gereiht und auseinander entwickelt, sie werden von einem einheitlichen Gesichtspunkt aus, auf Grund eines wohl durchdachten Systems gegeben. Der Leser, auch der Anfänger in der Philosophie, empfängt demnach außer einer guten Einführung auch eine wertvolle Schulung, er nimmt Ergebnisse auf, die ihn mit den Leistungen neuerer Denkarbeit bekannt machen. Es ist im besten Sinn eine Einleitung in die Lehre des Denkens.

Philosophische Studien aus vier Jahrzehnten. Von Alois Riehl. 8° (VIII u. 346 S.). Leipzig 1925, Quelle & Meyer. Geb. M 8.—

Es ist leider fast immer eine böse Sache um gesammelte Aufsätze, deren Ursprung viele Jahre zurückliegt. In diesem Band des greisen Philosophen fand ich mit einer einzigen Ausnahme keine Studie, die nicht veraltet wäre. Was im Versuch zur Moral und zum Dogma steht über den größten Teil der Menschheit, die an keinen Gott, jedenfalls keinen persönlichen Gott, glaubt, ist längst durch die neueren religionsgeschichtlichen und religionsphilosophischen Forschungen überholt. Die ausführliche Arbeit über Begriff und Form der Philosophie mit ihrer Definition der Philosophie als Bewußtseinslehre hat keine Fühlung mehr mit der philosophischen Gegenwart und die Korrekturen dazu in der Rede über

wissenschaftliche und nichtwissenschaftliche Philosophie und im Vortrag über den Beruf der Philosophie in der Gegenwart sind ganz unzulänglich. Die Stellung zu Galilei wird durch Duhems Forschungen umgestoßen.

Wie es bei einem so vielseitigen Denker wie Riehl zu erwarten ist, trifft man trotzdem immer wieder auf bemerkenswerte, auch stilistisch meisterhafte Stellen und gute Charakteristiken philosophischer Köpfe und Ansichten. So wird man mit Interesse den Aufsatz über die englische Logik der Gegenwart und über den Raum als Gesichtsvorstellung lesen. Aber den Eindruck des Unzulänglichen der „Studien“ als Ganzes wird man nicht los. Mit Freude genießt man, wie gesagt, nur einen Aufsatz; die sich an Adolf Hildebrands Werk „Das Problem der Form in der bildenden Kunst“ anlehnen, geistreichen und anregenden „Bemerkungen zu dem Problem der Form in der Dichtkunst“.

Einleitung in die Philosophie. Von Alois Müller (= Leitfäden der Philosophie, herausgegeben von Dozenten der Hochschulen von Bonn und Köln. I. Band). Kl. 8° (178 S.). Berlin und Bonn 1925, Ferd. Dümmler.

Ein anregendes, von einem eindringlichen und vielseitigen Denken zeugendes Buch. Freilich nicht für Anfänger in der Philosophie, die es nur verwirren könnte; wohl aber für Studenten, die nach einem gründlichen, positiven philosophischen Lehrgang die Mannigfaltigkeit der hauptsächlichsten Probleme nochmals überschauen und von einem einheitlichen Standpunkt aus betrachten wollen.

Manche der Problemstellungen und Problemlösungen, so der logische Kreis, orientieren gut über die Spannweite der Fragen und über die verschiedenen Möglichkeiten der Beantwortung. Im Problemkreis der ethischen Werte und der Metaphysik dagegen werden viele ganz hypothetische, ja schwach wahrscheinliche Stellungen mit Gewißheit umkleidet, wo man doch nach den meisten Aufstellungen ein kritisches Fragezeichen setzen möchte. In diesen Teilen zumal wird der Zweck einer allgemeinen „Einleitung“ nicht recht erreicht; es ist eine Einführung in ein besonderes System, die freilich dem philosophisch durchgebildeten, kritisch geschulten Leser einen schönen Genuß bereitet und reichen Gewinn bringt.

Klare Begriffe. Lexikon der gebräuchlichsten Fachausdrücke aus Philosophie und Theologie. Für weitere Kreise zusammen-

gestellt von Th. Mönnichs S. J. 8° (170 S.) Berlin und Bonn 1925, Ferd. Dümmler.

Schon der alte Speusippus half dem Platonstudium nach mit seinem Begriffswörterbuch. An die Alexandriner braucht man nicht zu erinnern. Aber selbst im Mittelalter tauchte der Wunsch nach solchen Büchern auf. Im 16. und 17. Jahrhundert packte man die Aufgabe mit gelehrter Umständlichkeit an. Denken wir nur an das weitschichtige Werk des Gieneseo Franz Piccolomini *De rerum Definitionibus* (1600). Unsere Zeit braucht mehr als je solche Begriffssammlungen. Wir haben ja einige gelehrte und umfangreiche Nachschlagewerke für philosophische Begriffe. Kleine, gut aufklärende sind selten. Wie gern griff man nach Willmanns „Philosophischen Sachausdrücken“. Das vorliegende Büchlein ist rein lexikalisch, nicht historisch orientiert wie Willmanns Glossar; es ist bündig und reichhaltig, volkstümlich verdeutlichend, als Volksbildungsbüchlein gedacht, zum schnellen Nachschlagen und zu einem vorläufigen Bescheidwissen sehr geeignet. Kurze Kennzeichnung weitschichtiger Richtungen allerdings, wie des Kantianismus oder der Phänomenologie, sind undurchführbar. Mit wenigen Zeilen ist wenig gewonnen. Aber die meisten Deutungen und Zeichnungen der Begriffe und ihrer Verwirklichungen zeugen von besonnenem Denken und großem Fleiß und Liebe zur Sache. Das kleine Verikon gehört zu jenen guten Bildungsbüchlein, die um so wertvoller sind, je anspruchsloser sie auftreten.

Die Grenzen des Erziehers und seine Verantwortung. Von Eberhard Grisebach. gr. 8° (XXI u. 333 S.) Halle a. d. S. 1924, Niemeyer. M 8.—; geb. 10.—

Das Ziel des Buches ist pädagogisch, die Methode philosophisch. Rein hypothetisch allerdings; nämlich nur für diejenigen annehmbar, die der Zurückführung auf bestimmte Kategorien und dem hier angewandten dialektischen Verfahren eine gewisse methodologische Wahrscheinlichkeit einräumen.

Ungemein interessant und anregend ist es, dem Verfasser zu folgen, wenn er Erziehungsmethoden und Erziehungsmöglichkeiten der Reihe nach zerfasert und sie alle als sinnlos und widersinnig zu erweisen sucht. Aber auch lehrreich. Denn es werden da mit großem Scharf sinn alle Schwächen und Unzulänglichkeiten aufgedeckt, allerlei heimliche Inkonsistenzen durchleuchtet, nicht ganz standfeste Voraussetzungen gelockert.

Es ist ein wahres Gelage von Ruinen. Lehrreich auch deshalb, weil man alle Regierungsmöglichkeiten, alle politischen Methoden, alle wirtschaftlichen Systeme, vor allem auch alle möglichen Unterrichtsweisen in ähnlichen Laboratorien auflösen kann.

Und dennoch scheint es mir, daß die Grenzen des Erziehers in diesem Buch noch viel zu weit gezogen werden; ich meine innerhalb der Methode, die hier kritisch arbeitet. Denn ebenso viele Rätsel als etwa der Satz „zur Persönlichkeit erziehen“, bietet mir z. B. der Satz „sich in die Wirklichkeit stellen“. Trotz aller beigefügter Erklärungen. Denn mit wie viel kritischen Messern kann ich an das Problem der Wirklichkeit, des Werdens und Geschehens — wieviel Sinne stecken darin — oder gar an die Beziehungen jedermanns, der sich so oder so „stellt“, herantreten. Was da wohl noch übrig bleibt?

Schon die Beziehung des Ich zum Du oder gar das Netz der unzähligen Beziehungen, die im Begriff der Verantwortung verschlungen sind, halten auf, hemmen bei jedem Schritt, bei jedem Versuch. Sie erscheinen in diesem Buche als gewisse pädagogische Urelemente; auch sie muß man also mit der kritischen Sonde, die für die übrigen Untersuchungen geschliffen wurde, bearbeiten. Und da bleibt denn, wie mir scheint, gerade so viel und so wenig an Rest wie bei den andern dialektischen Zerstückungen. Schon die Frage beunruhigt, ob vielleicht diese erzieherischen grundlegenden Relationserkenntnisse, ob die Verantwortung nach jeder möglichen Form und jedem Inhalt nicht bereits und ausschließlich ein Erzeugnis der Erziehung ist. Welcher Erziehung? Einer der abgelehnten, einer neuen, noch unerforschten? In beiden Fällen zerfließen dann diese Grundelemente zum Nichts. Das ist die Tragik dieses Buches, daß man immer wieder den Eindruck gewinnt, als machte es Halt vor gewissen Grenzen; und diese Grenzen scheinen willkürlich gesetzt zu sein. So meint der Verfasser den äußersten Stand der Voraussetzungslosigkeit erstiegen zu haben, wenn er versichert (S. 250): „Die Voraussetzung des Nichtwissens ist keine gewußte Voraussetzung, sondern die gründlichste Frage, die mit allem Wissen aufgeräumt hat.“ Ich kann nicht helfen. Mir scheint das Problem längst vor dieser Frage zu liegen. Was ist denn das Nicht-Wissen, die Frage, die Aufräumung mit dem Wissen? Was ist das alles? Ist das Nicht-Wissen oder Nicht-Wissen-Können für mich eine Wahrheit oder ist ihr Gegensatz ebensoviel und ebensowenig Wahrheit? Das Nicht-

Wissen, sei es als Tatsache, sei es als Be-
teuerung ist vielleicht immer eine Einbildung,
ein leerer Wahn ohne jede Spur von Wirk-
lichkeit oder Vernünftigkeit. Die in diesem
Buch angewandte dialektische Methode darf
sich der Nachprüfung dieser Möglichkeiten
nicht entziehen. Was ist das, ein Wissen um
das Nicht-Wissen? Warum mache ich vor
diesem Wissen Halt? Das ist Willkür. Oder
wenn das keinerlei Wissen darstellt, was heißt
dann die Behauptung: Ich habe gar kein
Wissen um mein Nicht-Wissen?

Diese und ähnliche Schwierigkeiten mehren
sich hundertfältig, wenn Grisebach noch fester
umschriebene Begriffe hinstellt. Wenn er
z. B. (S. 64) schreibt: „Pädagogik kann nur
bedeuten: Hinweis auf das gegensätzliche, ge-
bundene Leben durch Aufnahme eines An-
spruches.“ Oder wenn er auf S. 68 meint:
„Andere führen und erziehen kann nur heißen:
ihren Widerspruch aushalten, sie zwingen, mit
uns zu ringen, sich mit uns auseinander-
zusetzen.“ Ich will hier gar nicht an den In-
halt dieser Sätze rühren. Sie enthalten, ich
gestehe es, erstaunlich viel echte Weisheit.

Es heißt aber willkürlich verfahren, wenn
man bei der Atomauflösung vor einem be-
stimmten Fall stehen bleibt und die Möglich-
keit eines weiteren Zerfalls nicht untersucht.
Ich kann und muß also die dialektische Me-
thode, welche die andern scheinbaren erziehe-
rischen Urstoffe zertrümmert hat, auch auf
diese ursprünglicheren und deshalb wider-
standskräftigeren Verbindungen ausdehnen,
und wenn man das gründlich und tapfer tut,
bleibt auch von dieser Erziehungshypothese
kein Staubchen übrig.

Ich will mit all dem nicht sagen, daß sich
Grisebach der Aufgabe entzieht, seinen Stand-
punkt, ich darf nicht sagen, zu begründen, denn
das will er nicht, sondern zu erklären. Der
Abschnitt über die Verantwortung, mit seiner
glänzenden Dialektik, beweist zur Genüge die
Anstrengungen eines im abstraktesten Denken
geübten Geistes.

Aber Satz um Satz arbeitet Grisebach mit
seiner dialektischen Methode, die doch in
Frage ist. Nur innerhalb dieses Denkver-
fahrens haben die Ergebnisse überhaupt einen
Sinn. Aber eben der Sinn des Verfahrens
ist bestritten. Und sucht man die Möglichkeit
einer Wechselbeziehung herzustellen durch An-
erkennung der Wirklichkeit des Du, mit kei-
nem andern mitlaufenden Recht des aner-
kennenden Ich, als jenes Du als wirklich zu
bejahen, so scheinen mir doch, bleibe ich der
Methode treu, alle diese Begriffe, Worte und

Dinge, oder was immer sie sein mögen, jene
Möglichkeit und Wechselbeziehung, jene An-
erkennung, das Ich und das Du und die Be-
jahung selbst als solche in ihrer Tatsächlichkeit
als Seelenäußerungen und als Geltungs-
inhalte unendlich komplizierte Gebilde, die
nur neue Rätsel aufgeben und keine lösen.
Aber sie heben sich auch gegenseitig auf. Denn
in jeder Satzreihe sind doch alle dem Gegen-
wärtigen vorangehenden Sätze ein Vergange-
nes, über dessen verschwundene Gegenwart,
die doch allein maßgebend war für das Wer-
den des neuen Gedankens, ich nichts mehr weiß,
in keiner Weise etwas weiß, weder seiner
ehemals gegenwärtigen Form noch seinem
ehemals gegenwärtigen Inhalt nach. Der
zweite Gedanke ist bereits in seinem Ursprung
nach Form und Inhalt unerkennbar, er ist
abhängig von jener unerkennbaren verschlos-
senen Gegenwart und seine Vergangenheit, die
ich zu erkennen glaube, ist nur eine Projizie-
rung der Gegenwart in das Entflossene.

Alle diese Konsequenzen ergeben sich mit
unnachlässigter Notwendigkeit aus der ganzen
Art, wie der Verfasser argumentiert. Denn
wenn er auch leugnet, eine Methode zu be-
folgen, wenn er auch eine neue Wahrheit
nicht aufstellen, sondern nur Widersprüche
konstatieren und fragen will, ob und wie sie,
nicht zu lösen, sondern auszuwerten sind, so
muß doch der tatsächliche Prozeß, mittels
dessen er von einem Urteil durch irgend eine
Schlußfolge zu andern Urteilen gelangt, eine
bestimmte Schlußweise darstellen; nun he-
ben aber alle seine, wenn auch rein negativen
Ergebnisse diese Schlußweise schon in ihrer
Möglichkeit vollkommen auf; wie ich eben
am Beispiel des Präsens und des Perfekts
der Gedankenabfolge angedeutet habe. Wenn
aber, was ich nicht glaube, die hier tatsächlich
angewandte Beweisart so auszulegen wäre,
daß jede Schlußweise und jede Schlußreihe
dadurch, daß sie gesetzt wird, aufgehoben wird,
müßte sich jeder Versuch einer Auseinander-
setzung auch aufheben.

Es scheint allerdings, daß aus Grisebachs
Kritik ein bestimmter positiver Rest heraus-
geholt werden kann; es wird aber kaum mög-
lich sein, sich über dessen Dasein und Inhalt
zu verständigen. Wenn ich die Elemente dieses
Restbegriffs, wie er mir erscheint, zusammen-
fasse, so würde ich zu sagen wagen: Erziehen
heißt jede Richtung jedermanns so bejahen,
daß man zugleich die Wirklichkeit dieser Rich-
tung, jede Besonderheit der Richtung und die
eigene Bejahung selbst verneint, aber in der
Wechselbeziehung dieser Bejahungen und Ver-

neinungen die einzig bestehende Wirklichkeit schaut.

Diese Fassung dünkt mir allerdings zu negativ. Auch Grisebach wird sie gewiß ablehnen. Aber sie liegt, scheint mir, auf der Linie der Schlußweise.

Und dennoch wird man wohl, bis größere Einigung auf pädagogischem Gebiet erzielt ist, immer wieder und mit Vergnügen nach diesem Buche greifen; denn es zerstört manche gedankenlose Erzieherphrasen. Aber auch, weil Ruinen einen Eigenwert haben. Denn, wie bereits der alte Averroës wußte, ist es ein Genuß für den menschlichen Geist, wenn inmitten einer „Zerstörung der Zerstörung“ aus den scheinbar hilflos daliegenden Trümmern eine unerhörte Festigkeit und unvergängliche Schönheit spricht, die noch als Ruinen mehr Ewigkeitswerte bergen, als der Geistesblich, der sie zerschlug.

Die Legende von Barlaam und Josaphat zugeschrieben dem hl. Johannes von Damaskus. gr. 8^o (300 S.) München 1924, Theatiner-Verlag. M 5.—; geb. 6.—

Diese Legende, die hier in schöner Ausgabe erscheint, stellte ich mit Bedacht in die Reihe der philosophischen Besprechungen, um daran zu erinnern, daß wir es mit einem der wenigen philosophischen Romane der Weltliteratur zu tun haben, wenn das auch wohl nicht in der klaren Absicht des ursprünglichen Verfassers lag. Die ethisch-asketischen Anschauungen des alten christlichen Mönchtums und des Buddhismus, in köstliche Parabeln gehüllt und in prächtige Weisheitsworte gefaßt, berühren und durchdringen sich hier in eigenartiger Weise. Das Gemeinsame, als allgemein-philosophische Weltverachtung, eint scheinbar so grundverschiedene Weltanschauungen. Das Indische wird verchristlicht; der Glaubensgehalt ist ganz und korrekt christlich.

Das Mittelalter liebte dies Buch ungemein. In der neuen trefflichen Übersetzung wird es auch der Mensch von heute sehr gern lesen. Es hat den Duft des literarisch Ursprünglichen und atmet die Lebensphilosophie starker, wenn auch etwas wunderlicher Menschen.

Stanislaus v. Dunin-Borkowski.

Liturgie

Der stadtrömische christliche Festkalender im Altertum. Textkritische Untersuchungen zu den römischen „Depositiones“ und dem Martyrologium Hieronymianum. Von Dr. Joh. Peter Kirsch, o. ö. Professor an der Universität Frei-

burg i. d. Schweiz. 8^o (XII u. 256 S.) Münster i. Westf. 1924, Aschendorffsche Buchhandlung. M 8.50.

Die Schrift, eine Vorarbeit für eine auf kritischer Bearbeitung des gesamten Quellenmaterials beruhende Darstellung der stadtrömischen Geschichte im Altertum, wie der Verfasser im Vorwort sagt, hat sich zum Ziele gesetzt, festzustellen, welche Märtyrer und sonstige Heilige im 4. bis 6. Jahrhundert zu Rom sich einer kirchlichen Verehrung erfreuten. Die Grundlage für ihre Untersuchungen bildet das sog. Martyrologium Hieronymianum, nicht freilich in seiner um die Mitte des 5. Jahrhunderts entstandenen Urform, die sich nicht erhalten hat, ja nicht einmal in Gestalt der um 600 in Gallien vorgenommenen Bearbeitung des Urtextes, die gleichfalls nicht mehr vorhanden ist, sondern in Form einiger, sehr mangelhafter, an Wiederholungen, Auslassungen, Schreibfehlern und Wirrwarr in der Anordnung reicher, ein bis zwei Jahrhunderte jüngerer Abschriften und Auszüge dieser Bearbeitung; ein Umstand, der die Untersuchungen begreiflicherweise erheblich erschweren mußte und für sie ein gerütteltes Maß von Wissen, Scharfsinn und Geduld erheischte, wenn anders sie von Erfolg gekrönt werden sollten. Auf die Methode, die der Verfasser befolgte, hier näher einzugehen, gestattet der Raum nicht; es mag genügen, zu bemerken, daß sie kaum zweckmäßiger hätte sein können. Das Ergebnis der Untersuchungen ist, daß sich in den Eintragungen der römischen Märtyrer und sonstiger in Rom verehrter Heiligen, wie sie sich in jenen Abschriften und Auszügen finden, drei Schichten unterscheiden lassen. Die erste entstammt der ursprünglichen Redaktion des Martyrologiums; sie beruht vornehmlich auf zwei im Chronographen des Philokalus noch vorliegenden stadtrömischen Festkalendern, der *Depositio martyrum* und der *Depositio episcoporum*. Die zweite besteht aus den Festangaben, die in den Urtext des Martyrologiums nachträglich, jedoch vor 600, d. i. vor der damals in Gallien entstandenen Bearbeitung desselben, in Italien eingeführt wurden, nicht aber nach einem festen System, sondern so, wie es die Umstände mit sich brachten. Außerdem ist ihr die Mehrzahl der Wiederholungen zuzuweisen, die durch Abschreiber in den Urtext hineinkamen. Die dritte Schicht endlich setzt sich aus jenen Angaben über römische Märtyrer und Heilige zusammen, die erst in Gallien in die dort entstandene Bearbeitung des Martyrologiums oder in Abschriften derselben eingeschaltet wurden.